

Wilfried F. Schoeller, Alfred Döblin. Eine Biographie, Hanser Verlag, München 2011, 911 S., geb., 34,90 €.

Alfred Döblin, das stellt Wilfried F. Schoeller gleich zu Beginn seiner voluminösen Werk- und Lebensschau fest, war „einer der sperrigsten unter den modernen Schriftstellern“ (S. 16). „Berlin Alexanderplatz“, sein einzig wirklicher – und bis heute anhaltender – Publikumserfolg, lege sich wie eine „Grabplatte“ über die Rezeptionsmöglichkeiten seiner weiteren Schriften, die dem Vergessen somit anheimgegeben wären. Die metaphysische Überfrachtung seiner frühen Werke hatte es dem Publikum bereits nicht leicht gemacht und auf die religiöse Wende, die seine späten kennzeichnet, reagierten die progressiven Döblin-Jünger mit Befremden und Abkehr. Döblins Werk konnte – von jener einen Ausnahme, dem längst kanonisierten Alexanderplatz-Roman, abgesehen – auf einen größeren Leserstamm nicht hoffen. Dabei ist es, trotz einer bislang 40 Bände umfassenden Werkausgabe, bis heute geblieben. Schoellers Anliegen ist, Döblin, dem zeitlebens Heimatlosen, seinen Platz in der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte anzuweisen und ihm jene Beachtung zu sichern, die ihm – aus vielschichtigen Gründen – versagt geblieben ist.

1878 in Stettin geboren, erlebte Döblin, der stets auf der Suche nach metaphysischer Geborgenheit war und fernöstliche ebenso wie abendländische Religionen austestete, sein Judentum primär in der Verachtung der Umwelt – und im überkommenen Brauchtum der Mutter. Der Vater hatte sich, als es um die Firma schlecht stand, mit einer „Schneidermamsell“ in die USA abgesetzt, und diese Verlust Erfahrung legte sich traumatisch auf den jungen Alfred. Bereits als Schüler erschien er, der dem Leser ohnehin als schwieriger Charakter gegenübertritt, als „wunderlich und aufsässig“, verschlang Kleist, Hölderlin, Dostojewski und Nietzsche und sonderte sich von der Masse der Mitschüler ab. Ein sexuell spät Berufener, dessen Verhältnis zur Mutter den Arztkollegen Sigmund Freud interessiert haben könnte, verstieg er sich später in Eskapaden, ohne – hier wirkte das väterliche Trauma nach – eine mehr als komplizierte Ehe ernsthaft aufs Spiel setzen zu wollen. Über Jahre zwischen Ehefrau und Geliebter stehend, schlugen sich die mit dieser Dreiecksgeschichte verknüpften seelischen Nöte in mehreren seiner Werke nieder.

Den Beruf des Arztes – er betrieb eine Kassenpraxis in Berlin – empfand er als komplementär zu seiner dichterischen Berufung. Seit 1910 wurde sein Talent durch Herwarth Walden, einen wirkungsstarken Multiplikatoren, gefördert. Expressionismus und Futurismus wirkten stark auf Döblin, der sich einem eigenwillig interpretierten „Naturalismus“ verpflichtet fühlte, ein. Den Ersten Weltkrieg erlebte er, nur garnisonsdienstfähig, als Militärarzt in Saargemünd. Seine Briefe, im Zeitkolorit nationalistisch getönt, schildern, auch wenn die Kanonade von Verdun vernehmbar wurde, vornehmlich Routine und Langleweiligkeit, wenig an Politik und Kriegsgeschehen. Auch die Revolution nahm er, der gefühlsmäßig links stand und sich der USPD annäherte, alles andere als euphorisch wahr, wenn er, im Januar 1919 nach Berlin zurückgekehrt, die Trauerfeier für die Revolutionsopfer als „eine gutgeordnete kleinbürgerliche Versammlung in riesigem Ausmaß“ (S. 182) apostrophierte. In seiner Romantrilogie „November 1918“ sollte er, aus der Distanz des Exils heraus, die versandete, in Döblins Lesart von Friedrich Ebert und Gustav Noske „verratene“ Revolution dennoch als Beginn jenes Irrwegs, der zu Hitler führte, entlarven.

In der Republik profilierte sich Döblin, wie Schoeller, um Superlative nicht verlegen, schreibt, als „der vielleicht rührigste Protagonist im Weimarer Literaturbetrieb“ (S. 224). Als Vorstandsmitglied des „Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller“ (SDS) focht er manche Sträuße mit der kommunistischen Konkurrenz, dem „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ (BPRS), ebenso wie mit der völkischen Szene, den „sehr platten Dichtern vom Lande“, aus. Auch sein Verleger Samuel Fischer hatte unter Döblins unbändigem Naturell zu leiden. Doch auch lebenslange Freundschaften mit Heinrich

Mann, Bertolt Brecht und Theodor Heuss datierten von hier an. Weltanschaulich neigte er einem, noch nicht christlich grundierten, doch ethisch-religiösen Sozialismus zu, der eher an Gustav Landauer als an Karl Marx geschult erschien und den er dem als ungeistig verachteten Marxismus wehrhaft entgegenstellte. Die hiermit verbundenen Konflikte – insbesondere sein „Überindividualismus“ war den proletarisch-revolutionären Kollegen suspekt – ragten noch ins Exil hinein.

1933 nach Paris ausgewichen, erlag er den Verlockungen der stalinistischen Bündnispolitik, die sein Freund Heinrich Mann nachgerade personifizierte, nicht. Im Gegenteil: Walter Mehring, Hans Sahl, Ludwig Marcuse, später Arthur Koestler und Manès Sperber – mit den Namen dieser Freunde ist das Terrain jenes linken Antikommunismus bestimmt, auf dem er sich bewegte, ohne als „analytischer politischer Denker“ hervortreten (S. 488). In letzter Stunde gelang ihm, der – ein Unikum unter den deutschen Emigranten – die französische Staatsbürgerschaft erlangen konnte, über Portugal die rettende Flucht. In Kalifornien – für den eingefleischten Europäer begann das eigentliche Exil erst hier – konnte er mit dem Erfolg eines Thomas Mann, eines Lion Feuchtwanger oder eines Franz Werfel zwar weiterhin nicht wetteifern, bewohnte auch keine repräsentative Villa wie diese. Doch lebte er, mehr schlecht als recht, in Sicherheit. Thomas Mann, sein Erzrivale, unterstützte ihn großzügig, ohne Döblins ätzenden Hass – kein einnehmender Zug – dadurch bändigen zu können. Noch in der Bundesrepublik ließ Döblin kein gutes Haar an dem geschmähten „Bügefalten“-Literaten.

Während der Irrfahrt durch Frankreich hatte Döblin – eben erst hatte er sein Engagement für die jüdische Territorialisten-Bewegung eingestellt – ein katholisches Erweckungserlebnis. In Hollywood folgte aus Anlass seines 65. Geburtstages das Coming-out. Dem anwesenden Hanns Eisler war nach eigener Bekundung „speiübel“ geworden, und Brecht sah die „irreligiösen Gefühle“ der Zuhörer, „unter denen Jugendliche waren“, durch Döblin verletzt. Damit war eine Kluft aufgetan zwischen dem Katholiken Döblin und seinen alten Freunden. Und da er ein Dichter war, mithin Religion nicht als Privatsache verstehen konnte, zog sich das allzu trotzige Bekenntnis des katholischen Konvertiten als roter Faden durch sein Alterswerk. Das Erzählwerk „November 1918“, dessen letzter Band „Karl und Rosa“ neben den Genannten von Satan, Engeln und Toten bevölkert wird, verdankt diesem Gestus sicherlich einen Teil seiner Erfolglosigkeit. Auch wenn Schoeller Döblins Christentum gegen die Vorbehalte des Publikums vehement verteidigt – man wird es krude finden dürfen.

Bereits 1945 kehrte Döblin, als Kulturoffizier der französischen Besatzungsmacht, nach Deutschland, genauer nach Baden-Baden, zurück. Zwei Jahre später stattete der Autor des Alexanderplatz-Romans Berlin, der Stadt, der er sich lange verschrieben glaubte, einen Besuch ab und notierte lakonisch: „Berlin! Sogar kaputt ist es schöner als Baden-Baden“ (S. 692). Ganz heimisch konnte er in der badischen Provinz nicht werden. Hinzu kam, dass sich die demokratische Umerziehung der Deutschen nicht so umstandslos durchführen ließ wie anfänglich erhofft. Ernüchterung und Enttäuschung über die eigene Wirkungslosigkeit stellten sich bald ein. Ihm schien, dass er in Deutschland „fremde und feindliche Luft“ (S. 758) atmete. Seine Frau, die deutschen Boden nicht mehr dauerhaft betreten wollte, bestärkte ihn hierin. Seine Bücher wurden kaum verlegt; einem „Boycott des Schweigens“ (S. 794) sah er sich ausgesetzt, und 1953 verlegte er, der preußische Jude, der nicht Deutscher sein wollte und Franzose geworden war, seinen Wohnsitz wieder nach Paris. Er starb, nach schwerer Krankheit, 1957 im baden-württembergischen Emmendingen und wurde in Frankreich beigesetzt. Seine Frau folgte ihm zehn Wochen später durch eigene Hand.

Schoeller hat dieses Leben, an äußeren Brüchen und inneren Wendungen nicht arm, mit großer Empathie nachgezeichnet. Diese Empathie geht teilweise so weit, dass sie einem etwas übereifrigen In-Schutz-Nehmen ähnelt: Wenn Döblin Thomas Mann etwa mit einer Schmutzkampagne überzieht, so wird dies als „Leichtfertigkeit“ abgetan; wenn aber Joseph Roth Döblins „manchmal irritierenden Infantilismus“ diagnostiziert, so gehört das „in die Sammlung der alkoholgeschwängerten Boshaftigkeiten Roths“ (S. 425). Mitunter hätte ein bisschen mehr Distanz auch nicht geschadet. Gleichwohl bleibt, dass Schoeller, ein Kenner des döblinschen Werks und der döblinschen Psychologie, den Leser sicher in dessen Kosmos führt. Die persönlichen Tragiken, etwa der Selbstmord des Sohnes in französischer Uniform, werden ebenso wenig ausgespart wie amouröse Verwicklungen und Abhängigkeiten. Döblins Bücher werden jeweils mit knappen Strichen angedeutet, sodass der Interessierte wirkliche Handreichung für eine Erschließung des Werks erfährt. Dass dies alles auf der Basis großer Kenntnisse

und großen Verständnisses und noch dazu in schöner Sprache geschieht, sei nicht unterschlagen. Döblin hat eine ihm gebührende Biografie erhalten.

Max Bloch, Köln

Zitierempfehlung:

Max Bloch: Rezension von: Wilfried F. Schoeller, Alfred Döblin. Eine Biographie, Hanser Verlag, München 2011, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 54, 2014, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81489>> [3.9.2013].